„Lolff, Gamsen — drei — vier! — Rechts, Lolff — so, gut — !"

„Und waßt, Hauptmann, was er g'moant hat? „Lolff, dein Singen! I muß dein Knitzen haben!" Is nämlich an dem Tag gut gangen, so wie eben jetzt! Holla . . . bleibt's drin, englisches Luadersgola! . . . Dees hat davon! A Quartett bist weniger! . . . und i hab mi fast geschamt, Hauptmann, daß mir solt die größte Strecke sein! Aber die Cenzi is kommen — Solltest sie kennen, die Cenzi, Hauptmann — is beim Mutterl zur Pflieg — 's Mutterl is gar net recht fei'n letzten Winter — — hat's im Rücken wie i — — Hoß net so ana Heiliger Flori, die haun's eitig zu verschwinden, Hauptmann! Na — also — gebt's Ruhe! — — Und die Cenzi hat g'sagt: „Dummer Bu" hat sie g'sagt, „soll soll dir net g'reuen, daß i dan größten Gamsbart am Hilteri trag, wann wir amal g'sammengeben werden am Altar? und daß der König di lobt — und da — da"

„Lolff — ja, und was ist da gewesen? Weiter, Lolff! Mit dem Feind scheint es ja . . . Horch, Granaten! Das sind deutsche Haubitzen! Die decken die Gräben ein! Abgewiesen der Angriff, Kamerad! Tapferer Kamerad! Du alleln hast das . . . Dein Mutterl und die Cenzi, die werden danken aufs Eiserne Kreuz, Lolff! — Eckard, Telephon! Grabenschanzen, Leute! Nur noch so ein paar Flintenkugeln haben sie drüben übrig! Vorwärts! Morgen muß die Mine auffl. . . . "

Warum spricht der beredt gewordene Mund nicht weiter? Hat von den vielen nachgeriegen Kugeln, die alle nur ein Ziel gehabt haben, eine doch geirofen?

Eine rote, knochige Hand reicht den verlangten Apparat hinauf. „Herr Hauptmann haben gepfunfen —!" Er wird nicht entgegengenommen.

Ein derbes, gutmütiges Weltfalengesicht hebt sich aus der Tiefe, starrt auf zwei reglose Körper . . „Mien Gott in hohen Heven!"

Brüderlich nah liegen sie einander, die beiden, die deutsche Tat und deutsches Sterben geeint hat — der Preuße und der Bayer.

Aus der Welt der Frau.

Die Hagebutte.

Eine hauswirtschaftliche Kriegsplauderei von L. Malten.

Seitdem wir in so vielen Dingen, die das Küchenreich beherrschen, auf Neues gestoßen sind, ist es nicht zuletzt der Heimatboden, dem wir vieles abgewinnen, — woran wir sonst achtlos — oder nicht besonders achtungsvoll vorübergingen. Unter diesen Neuerungen dürfte die Hagebutte in mancher Hausfrau Kochtopf Ueberraschungen bieten, die sie den kleinen gelbroten Aepfelchen garnicht zugetraut hätte.

Oft steht es draußen am Feldrain oder an Bergabhängen, wenn schon der Wintersturm um seine dornigen Zweige heult und trotzt mit feuerrotem Kopf gegen Hagel und Schnee. Keiner kümmert sich drum. Ein paar alte Mütterchen pflücken sie hier und dort, wo sie leicht erreichbar sind, und stoßen ihnen in langen Winterabenden, wo die Gartenarbeit ruht, mit einem harten Federkiel die harrigen Kerne aus dem rosigelben Leibe, legen die Hülsen zum Trocknen auf die Herdplatte und bringen sie in den Handel. Der Apotheker kauft sie. Als Tee aufgebrüht, ist es ein gutes heilsames Getränk. Sonst finden die Früchtchen nicht viel Liebhaber. Und doch sind sie nicht nur heilsam und zu jeder Zeit bekömmlich für den Organismus, sondern auch aromatisch und erfrischend, wenn sie gut zubereitet werden.

Die getrocknete Frucht gibt nicht nur den heilsamen Tee, der die Nieren heilt und reinigt, sondern auch ein erfrischendes Sommergetränk. Dazu werden die Früchte, die sehr aufgehen und ausgiebig sind, 24 Stunden in kaltem Wasser eingeweicht, nachdem sie selbstverständlich ziemlich oft heiß und kalt gewaschen wurden. Mit dem obigen Wasser werden sie unter Beigabe von feingeschnittener Zitronen- und Apfelsinenschale, etwas Zitronensaft, wenig Zimmt und Nelken, sowie viel Zucker (1 Tassenkopf voll auf ein Achtel Pfund getrockneter Früchte) aufs Feuer gesetzt und gut durchgekocht. Dann wird die Masse durch ein Sieb verrührt und erkalten gelassen. Man mischt sie mit Wasser oder halb Wasser halb Rotwein, was besonders fein schmeckt, auch der billige Apfelwein gibt eine schöne Mischung damit. Im Sommer mit Eis gekühlt, ein gesundes und wohlschmeckendes Getränk.

Als Kompott ist zu empfehlen, die Früchte kurz einzuschmoren und sofort ein Glas Rot- oder Apfelwein hinzuzufügen. Außerst gut schmeckt es, wenn einige gedörrte kalifornische Aprikosen mit eingeweicht und dann durchgeschmort werden. Sie lassen den Zitronensaft und die sonstigen Gewürze, ebenso den Weinzusatz entbehren.

Am schönsten in der Farbe und besonders aromatisch ist die Marmelade, aus frischen Hagebutten zubereitet, die sich besonders zur Füllung bei der Kuchen- und Tortenbäckerei verwenden läßt. Dazu werden die Früchte von den Kernen befreit, vorher sauber mit einem trockenen Leinentuch abgeputzt, damit sie die Stacheln verlieren, und auf einem Brett breit ausgelegt. Man stellt sie an einen fühlen Ort, am besten in den Keller, und läßt sie solange dort liegen, bis sie weich sind, aber nicht faulen. Hierauf werden sie ohne Anwendung von Wasser oder irgendwelcher einer Feuchtigkeit durch ein Sieb gestrichen. Dann wiegt man die Masse, läutert Zucker Pfund zu Pfund bis zum ersten Grade und schüttet den kochenden Zucker über die durchgestrichenen Hagebutten. Nun rührt man solange, bis die Frucht und Zucker gut verbunden haben, füllt die Marmelade in gut gereinigte und geschwefelte Gläser und bindet sie mit Pergament zu. Diese Marmelade ist unbegrenzt haltbar.

Eine sehr feine Beigabe zu Wild und anderen Braten ist eine süße Konserve von Hagebutten, die sich ebenfalls als äußerst haltbar erwiesen hat. Man läutert den Zucker, indem man ihn mit seinem Weinzusatz besuchtet und läßt nach dem Abschäumen aufs Pfund folgende Gewürze mit durchkochen: 3 Nelken, eine Kinderfingergroßdünne Zimmtstange und ein weißes Pfefferkorn; in dieser Masse wird die gut gereinigte Menge Frucht — wieder Pfund zu Pfund — hineingeschüttet und zwei bis drei Mal aufgekocht. Die Früchte müssen nach dem Waschen beinahe wieder trocken sein, es empfiehlt sich, sie, nachdem sie abgetropft sind, auf ein grobes Leinentuch zu schütten, das die Feuchtigkeit an sich zieht.

Dieses Kompott ist bei Herrenessen sehr beliebt. Alle diese Rezepte sind nicht vielspielig, und da wir mit dem Zucker nicht zu sparen brauchen, sondern ihn vielmehr als Ersatz für manchen knappen Vorrat gebrauchen sollen, haben wir keine Ausrede . . . ziehen uns tapfer selbe Handschuhe über die gespleißten Finger, sammeln in der Sommerfrische, kurz bevor wir heimwärts wandern, die schönen gelbroten Hagebutten von den dornigen Heckenrosensträuchern und pflücken sie womöglich noch draußen auf dem Lande sauber.

Wenn wir dann wieder am heimatlichen Herd angekommen sind, bleibt uns nur die saubere gute Arbeit zu tun übrig — und sie lohnt.

Viele Hausfrauen hörte ich Entsetzensrufe ausstoßen, als ich auf dem Markt die verachteten Hagebutten für verhältnismäßig billiges Geld erstand — weil sie keiner wollte . . . „Ach, diese Arbeit — diese Pusterei!" Wie sonderbar doch die Frauen mitunter sind. Sie nähen an schwierigen Handarbeiten, sie stricken, nähen, sticken und finden es selbstverständlich. Aber wenn es sich darum handelt, die Speisekammer für den Winter zu rüsten, scheiten sie über Zeitverschwendung. „Das kann man ja alles viel billiger und einfacher haben. Wozu sind die Konservenfabriken da?"

Allen Respekt vor diesen ganz vorzüglichen und zweckmäßigen Einrichtungen, aber die gesaufte Obstkonserve ist gewiß die selbstgemachte doch nur ein guter Behelf. Wer Zeit hat, d. h. wessen Beruf die Hauswirtschaft ist, der sollte sich doch zur Selbstbereitung entschließen.

Und die anderen Hausfrauen . . . ich kenne recht viele Künstlerinnen und sonstige Berufsfrauen, auch Damen der Gesellschaft, die über Köchin und Hausmädchen verfügen, denen die Eintönigkeit eine erfrischende Abwechselung bedeutet und die sich den Stolz der selbst versorgten Speisekammer nicht nehmen lassen. Umsomehr jetzt, wo sparen und wieder sparen obenan steht: denn was wir Frauen erhalten können, das soll hinaus ins Feld, soll denen zugute kommen, die die schwersten Lasten auf sich nehmen — unseren tapferen, heldenmütigen Männern. Schützen sie des Landes Grenzen, laßt uns den Herd des Hauses behüten und pflegen, da wir doch nicht weiter reichen können mit unserer Kraft.

Die Dame in Weiß.

Schon seit einer Reihe von Jahren ist Weiß eine besonders bevorzugte Farbe der Sommermode gewesen. In diesem Jahre aber wird die weiße Farbe in der Sommermode vollständig triumphieren, und die Geschäfte haben sich bereits in Rechnung auf die allgemeine Vorliebe für Weiß, wie das Fachblatt „Der Konfektionär" berichtet, eine überaus reiche Auswahl in weißen Sachen geschaffen. Weiße Kleider, sei es in Wasch- oder anderem Stoff, weiße Blusen, weiße Sportröcke, weiße Schuhe und Strümpfe, weiße Hüte, weiße Garnituren, allen voran die abwechselungsreichen Kragengarnituren, werden in allen erdenklichen Ausführungen und Preislagen angeboten. Schon in den jüngsten warmen Tagen, die den Sommer einleiteten, boten Straßen und Ausflugsorte vielfach, soweit die Damenwelt in Betracht kam, ein Bild in Weiß. Doch ist dabei für Abwechselung schon gesorgt. Hier und da tauchen winzige schwarze oder bunte Winkel in dem zartweißen Stoffe auf, das schwarze Samtbändchen, das sich um den Hals oder den hochgeteilten Kragen schlingt, ist fast überall zu sehen, und gerade solche kleine Abwechslungen beleben das Bild und betonen die jugendliche und duftige Note der weißen Kleidung noch mehr.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 21: „Pfingstfarb".

Richtige Lösungen gingen ein 77. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 78. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau Waldy Brünner, Hedwig Burghardt, Fr. Gert, Pollkeit, Marta Kolb, W. Thiele, Scribke, Anna Berger, Frau Hedwig Bräuning, Rudolf Kölbsch, Frieda Bölte, Walter Engel, Frau E. Dammann, Willy Trenzsch, Curt Kasbrück, Joh. König, Richard Schmidt, Artur Rauschuß, F. Berger, Liddy Flößlig, Hans Kätzsch, E. Barth, Paul Scholz, Georg Ebert, Käthe Brettter, G. Häusler, A. Einbeck, A. Kelling, Frau Marie Kühnast, Emil Jahn, H. Hähnel, Hans Klauß, Oskar Hante, Else Kölling, Eberhard Hesse, Werner Tuente, Frau Else Behler, Kaufmann Artur Hartmuß, Franz Neumann, Max Brode, Arthur Kresse, Marg. Hommel, Frau E. Altenkirch, Frau Berta Rudolph, Kurt Linke, Frau E. Saalfeld, Frau Hagemann, Mieze Wilke, Oskar Heimann, Else Lüders, Cp. Jerothe, Herm. Ulrich, A. Schellenberg, H. Bartels, Albert Fink, Erich Flut, Fr. H. Quente, Otto Flinzer, Fr. M. Kander, Fr. Fischer, Frau H. Jahn, Geschwister Schulze, Martin Hoffmann;

von auswärts: Karl Beilecke-Dessau, F. Heerafelle-Förbig, G. Kittler-Merseburg, Frau Helene Kistemann-Charlottenburg, Oskar Dietrich-Wernigerode, Frieda Korn-Kleinbelsnitz, Albert Röhrig-Weißenfels, Aug. Häuer-Landsberg, Lidia Lüle-Ammendorf, Frida Birte-Nietzedt, Hedwig Hartung-Großweißsand, Margarete Schröder-Unterattendorf, Alma Wernicke-Könnern.

Prämie I: Zur linken Hand, Roman von Max Norda, 2 Bde.

entfiel auf A. Schellenberg, hier.

Prämie II: Seeberg, Erzählung v. A. R.

entfiel auf G. Kittler, Merseburg.

Rätsel.

Es sprach der Grey — O jeh! O jeh! —
Zu Mister French: Uns traut kein Mensch.
Wir lügen zu 1; 's ist gar nicht 2!
Wahrhaftig, mir ist nicht wohl dabei.
Die Deutschen hauen zu mörderlich,
Das geht mir wirklich gegen den 3 Strich!
Zu opfern britisches Blut und Gut
Fortwährend der Deutschen zähem Mut.
Wozu ward Rußland und Frankreich gehetzt,
Wenn's für uns selber Kelle setzt!

Der French sprach schlauen Angesichts:
„Ich denke, verloren ist noch nichts!
1, 2 geht Italien auf den Leim,
Dann bleiben uns Gut und Blut wir daheim.
Die andern mögen sich lassen verteilen,
Wir kommen dann nur zum Beuteteilen."

Herr Grey ist doch nicht von Sorge frei
Er murmelt seufzend: 1, 2 nur, 1, 2!

Prämie:

Hein Stark von O. Buchmann.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächster Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ass, Dauß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

V., der Vorhandspieler, paßt auf folgende Karte, nachdem M. bis c-Handspiel (Rot-Solo) gereizt:

aK, D, 9, 8, 7; bK, D, 8, 7; cA.

Deutsch.

Französisch.

Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff-Sieben, Picaue-König, Picaue-Dame, Picaue-Acht, Picaue-Sieben, Coeur-Ass.

M. gewinnt sein Rot-Solo, da er höchstens 2 Stiche mit 36 Augen abzugeben braucht. Aber auch V. hätte auf die obige Karte ein a-Handspiel (Eichel-Solo) gewonnen und sogar mit Schneider, obwohl im Skat kein Trumpf lag. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 20.

Kartenverteilung:

V. a10; cA, 10, K, D, 9, 8, 7; dA, 9.
M. a, b, cB, aK, D, 9, 8, 7; bA; d7.
H. aA; bK, D, 9, 8, 7; d10, K, D, 8.
Skat: dB, b10.

Spiel:

1. V. cA, aK, aA (— 26) — 2. H. bD, a10, bA (— 24).
3. V. dA, d7, d10 (— 21). Die Gegner haben damit 71. Der Spieler sticht bei cA nicht höher ein, weil die Gegentrümpfe in einer Hand sitzen konnten.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a.S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Brunk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 22 — Halle a. S., Sonntag, den 30. Mai — 1915

Nur das Ein'ge kann das Ein'ge schmücken,
Erdenglanz weicht zur Vergessenheit.
Was die Zeiten brechen und erdrücken,
Ist gemein für die Unsterblichkeit.

Theodor Körner.

Der gute Major.

Eine Erzählung von Wilhelm Hagen.

„Nun wären wir ja endlich über den Berg! Die Wunde heilt, die Eiterung ist weg, ein paar Wochen noch und wir haben Sie wieder auf die Beine gebracht, Herr Leutnant!"

Der alte Stabsarzt schob die Decke über das Bett, in dem noch blaß und matt, aber mit klaren Augen der junge Infanterie-Offizier lag, wandte sich zur Schwester, die ihm beim Verbinden geholfen hatte und nun im kleinen Lazarettzimmer noch etwas Ordnung machte: „Ich danke Ihnen, Schwester Marie, und ich will Sie nicht weiter in Anspruch nehmen. Ich bleibe noch eine kleine Weile bei dem Herrn Leutnant; wenn etwas ist, rufen Sie mich."

Leise, fast geräuschlos verließ die Schwester das Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Der Stabsarzt nahm gemächlich neben dem Bett Platz, während ihn der Offizier verwundert und fragend ansah.

„Sie wundern sich wahrscheinlich, Herr Leutnant, daß ich mich so einfach bei Ihnen zu Gaste lade, aber ich will Ihnen gleich sagen, warum ich das tue. Ich möchte mir nämlich etwas von Ihnen erzählen lassen."

„Wenn ich dazu in der Lage bin —"

„Ich glaube ja. Sie standen doch beim Bataillon meines Freundes Eder, nicht wahr?"

„Gewiß, Herr Stabsarzt."

„Sie waren auch bei ihm, als er fiel, wenn ich recht unterrichtet bin?"

„Jawohl. Und da wünschen Sie wohl Näheres darüber zu erfahren?"

„Darum möchte ich Sie bitten, Herr Leutnant. Ich wollte mir das schon längst von Ihnen erzählen lassen, aber nun habe ich doch wenigstens Ihren ersten fieberfreien Tag abgewartet. Und dann — es geschieht nicht wegen mir allein: Ich war nicht nur Eders Freund, sondern auch sein Hausarzt. Ich habe sogar in der Familie verkehrt und nun seiner armen kleinen Frau versprochen, Nachforschungen anzustellen."

Der Leutnant sah den Stabsarzt nachdenklich an: „Sie sollen alles erfahren, was ich weiß, und es freut mich, daß ich Ihnen sehr viel erzählen kann. Auch ich habe an unserem guten Major einen väterlichen Freund verloren. Er starb als Held. Was aber seinem Tode voranging, das ist die ergreifendste Geschichte, die ich je gelesen oder miterlebt habe. Hören Sie mich an: Sie wissen vielleicht, daß Major Eder etwa zu Anfang Dezember unser Bataillon übernahm, nachdem Major Madlehner bei einem tollkühnen Nachtangriff gefallen war. Madlehner war in allem das Gegenteil von Eder gewesen. Für einen ungewöhnlich schneidigen, zu tollkühnen, wagemutigen Soldaten bekamen wir in Eder einen ruhigen, umsichtigen, gütigen Vorgesetzten und waren mit dem Wechsel wohl zufrieden. Hatte man Madlehner als Helden bewundert und verehrt, so liebte man Eder wie einen Vater. Besonders ich trat bald in ein näheres Verhältnis zu ihm. Durch ein paar unbedeutende Vorfälle kamen wir in Berührung miteinander, er zog mich häufig ins Gespräch, obwohl ich junger Leutnant sein Sohn hätte sein können, und fast immer traf es sich, daß wir einer Meinung waren. Weniger zufrieden mit ihm war mein Kompagniekamerad Löwe, der an Eder eben jene Tollkühnheit vermißte, die seinen Vorgänger ausgezeichnet hatte. Selbst ein wagemutiger Draufgänger, fand er das vorsichtige, ruhige Wesen Eders langweilig, und so bildete sich bald zwischen ihnen eine gewisse Gegnerschaft heraus. Die Eder stets zu mildern suchte, indem er in seiner ruhigen, sachlichen Weise seine Maßnahmen traf und mit einer feinen Ueberlegenheit dem Jüngeren gegenüber seinen Standpunkt vertrat. Aber Löwe ließ sich nicht belehren. Er erklärte uns stets wieder, Eder wäre ein unverbesserlicher Leimsieder, der ihm nicht imponieren könne.

So vergingen die nächsten Wochen, in denen wir gelegentlich kleine Teilerfolge errangen oder auch einmal vorübergehend zurück mußten, wie es eben der Kampf in den Vogesen mit sich bringt. Da wurde unser Regiment gegen Ende Oktober nordwestlich Tann angesetzt, um einen Höhenzug, der von der Grenze her in südöstlicher Richtung verlief, vom Feinde zu säubern. Unser Bataillon, durch vorhergehende Kämpfe ziemlich geschwächt, sollte von Süden her in langsamem Vordringen die gewaltigen Hänge säubern. Bis Anfang November gelang es uns, den unteren Berg allmählich zu nehmen. Es blieb nur noch ein steiler, bewaldeter Abhang unter einem kleinen Hochplateau, auf dem eine von den Franzosen stark befestigte Ferme lag. War dieses Gehöft erobert, so konnte es nicht mehr schwer sein, das Hochplateau zu erhalten und von dort aus auch den eigentlichen Gipfel, der sich weiter westlich erhob, zu gewinnen. Die Erstürmung dieser Ferme war somit für die nächsten Tage unser Ziel, aber ihre günstige Lage erschwerte jeden Angriff ungeheuer. Der Berg sprang hier an seinem südlichsten Ende weit ins Land vor und bildete eine natürliche Befestigung. Gegen Westen spaltete eine tiefe Schlucht den Hang in zwei Teile, welche unten durch eine kleine Waldwiese getrennt war. Diese Waldwiese konnte sowohl von der Ferme wie vom Gipfel aus bestrichen werden. Sie endete oben in einem verlassenen Steinbruch, dessen steile Wände bis unmittelbar unter die Ferme reichten. Diese Schlucht galt es zu vermeiden, und so blieb uns nur der Angriff den bewaldeten Hang hinauf. Nun waren aber vom Waldrand bis an das Gehöft noch etliche hundert Meter über die freie Wiese zurückzulegen. Unsere ersten fünf Sturmangriffe scheiterten hier unter dem mörderischen Feuer der Franzosen, die in der Ferme vorzüglich gedeckt lagen, während unser Angriff ihren Maschinengewehren die besten Ziele bot. Gerade unser letzter Angriff hatte uns schwere Verluste gebracht. Gleich zu Beginn waren zwei Hauptleute gefallen, ich hatte die Führung unserer Kompagnie übernehmen müssen, während Löwe die Trümmer der dritten Kompagnie aus dem Feuer führte, die all ihre Offiziere verloren hatte. Nicht sehr viel mehr als 400 Mann kamen wieder in den Schutz des bedenden Waldes und eine tiefe Niedergeschlagenheit stand auf allen Mienen zu lesen. Nur Leutnant Löwe trat in verbissener Wut vor Major Eder hin und rief: „Ich bitte gehorsamst, mir einen nochmaligen Sturm zu gestatten, Herr Major. Die Ferme muß fallen." Der Major sah erschüttert auf die Reste seines Bataillons und schüttelte mit dem Kopf: „Nein, Herr Leutnant, ich kann das nicht verantworten. Es ist ganz gleichgültig, ob diese Ferme heute fällt oder übermorgen. Was wir tun konnten, haben wir getan. Nun soll uns morgen Artillerie helfen, das Nest zusammenzuschießen." Der Leutnant sah seinen Vorgesetzten stark an: „Es wäre eine besondere Ehre für uns, die Ferme ohne Hilfe der Artillerie genommen zu haben. Ich bitte den Herrn Major, mir zu gestatten, mit Freiwilligen . . ." Der Major winkte energisch ab: „Auf keinen Fall, Herr Leutnant! Ich habe nicht nur Ferme zu stürmen, sondern auch über das Schicksal meiner Leute zu wachen. Es ist genug für heute." Der Leutnant salutierte stumm und ging abseits. Der Major ließ sammeln, stellte Posten aus und sandte eine Patrouille zurück mit der Bitte um Artillerie-Unterstützung.

An diesem Abend saßen wir müde und zerschlagen im Wald unter. Der Major schlief, an eine Tanne gelehnt, während wir Offiziere uns in einem mühsam aufrecht erhaltenen Gespräch die Zeit vertrieben. Löwe eiferte noch immer gegen den Befehl des Majors. Er war wütend, daß ihm seine Bitte nicht gestattet worden war und wünschte die Artillerie zum Teufel. Niemand widersprach ihm so recht, obgleich wohl fast jeder von uns die Maßnahmen Eders billigte. Allmählich verlor sich das Gespräch und die Nacht senkte sich nieder.

Ich schlief noch am anderen Morgen, als ein krachender Kanonenschuß das ganze Bataillon alarmierte. Unsere Artillerie beschoß die Ferme und es dauerte nicht lange, so stieg Rauch aus den Gebäuden auf und die Franzosen mußten ihre Deckung verlassen. Da kommandierte unser Major selbst den Sturm und eine Viertelstunde darauf war die Ferme unser. Eder rief Leutnant Löwe zu sich heran: „Nun, Herr Kamerad, vergeben Sie mir es jetzt, daß ich einen halben Hundert unserer Soldaten das Leben gerettet habe?" Löwe stand stramm und entgegnete mit kühler Höflichkeit: „Die Ferme ist unser, im übrigen maße ich mir kein Urteil an." Ueber Eders offenes frohes Gesicht huschte ein leiser Aerger. Aber er riß sich zusammen und gab seine Befehle weiter. Wir richteten uns auf dem obersten Gutshofe ein, löschten die Brände und teilten uns in die wenigen vorhandenen Räumlichkeiten. Ein paar Zimmer des weitläufigen Bauernhauses wurden für die Offiziere bestimmt, während die Mannschaft in einem riesigen Heuhaufen, der im Hofe aufgeschichtet war, Unterkommen fand. Wir kochten ab und dachten an nichts Schlimmes, als mit einem Male Granaten über den Gutshof platzten. Gleich der erste Schuß war ein Volltreffer und setzte eine kleine Scheune in Brand. Und ehe wir uns noch richtig klar werden konnten darüber, daß die feindliche Artillerie, welche die Entfernung genau kennen mußte, vom Gipfel des Berges herüberschoß, hatten wir uns mitten in einem vernichtenden Schrapnellfeuer. Plötzlich, man wußte nicht, wie es geschehen war, brannte der Heuhaufen lichterloh, eine ganze Anzahl unserer braven Soldaten, deren Uniformen in hellen Flammen standen, liefen schreiend im Hofe umher und die Verwirrung stieg aufs höchste. Kaum war durch unsere Bemühungen

Gedenktage der Woche.

30. Mai 1265 * Dante Alighieri in Florenz († 1321 in Ravenna).
1431 Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, in Rouen als Hexe verbrannt (* 1412).
1640 † Der Maler Peter Paul Rubens in Antwerpen (* 1577).
1814 Friede zu Paris zwischen Frankreich und den Alliierten.

31. Mai 1773 * Der Dichter Ludwig Tieck in Berlin († 1853).
1809 † Der Komponist Josef Haydn in Wien († 1732).
1809 Ferdinand v. Schill fällt bei der Verteidigung Stralsunds († 1776).
1902 Der Friede zu Pretoria beendigt den Südafrikanischen Krieg.

1. Juni 1882 Eröffnung der Gotthardbahn.
1906 Eröffnung des Simplontunnels.

2. Juni 1850 * Der Maler Fritz August v. Kaulbach in München.
1863 * Der Komponist Felix Weingartner Edler v. Münzberg in Zara.
1878 Attentat Nobilings auf Kaiser Wilhelm I.
1882 † Der ital. Nationalheld Giuseppe Garibaldi auf Caprera († 1807).

3. Juni 1839 * Der Schriftsteller Paul Lindau in Magdeburg.
1844 * Der Dichter Detlev Frhr. von Liliencron in Kiel († 1909).
1864 * Der Dichter Otto Erich Hartleben in Klausthal († 1905).
1865 * König Georg V. von England in London.
1871 Elsaß-Lothringen wird als Reichsland dem Deutschen Reich einverleibt.
1910 † Der Dichter Julius Wolff in Berlin († 1834).

4. Juni 1875 † Der Dichter Eduard Mörike in Stuttgart († 1804).
1894 † Der Nationalökonom Wilhelm Roscher in Leipzig († 1817).

5. Juni 1804 * Der Reisende Sir Robert Hermann Schomburgk in Freyburg a. U. († 1865).
1826 † Der Komponist Karl Maria von Weber in London († 1786).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191505306/fragment/page=0001

die Ordnung wieder einigermaßen hergestellt, griffen auch schon die Franzosen wieder an und zwar mit einer Uebermacht, der wir nicht lange standhalten vermochten. Wir wehrten uns, so lange es ging, in der Hoffnung, von dem Nachbarbataillon Verstärkung zu erhalten, es war umsonst. Wir mußten zurück, und als in diesem Moment ein geschickt vorbereiteter Vorstoß der Franzosen in die Ferme eindrang, wurde unser Bataillon auch noch in zwei Hälften gespalten, während die größere Hälfte den bewaldeten Abhang wieder gewann, wurde ein Halbzug mit Eder, Löwe und mir nach dem Steinbruch zu abgedrängt und von einer vielleicht fünffachen Uebermacht den Hang hinuntergeworfen. Etwa 20 Mann kamen wohlbehalten unten an. Dann hatten wir noch ungefähr ebenso viele Verwundete und auch einige Tote. Der Major war verzweifelt. Niemand konnte ihm einen Vorwurf machen, aber es ging ihm doch nahe, daß die Ferme wieder verloren war und wir so schwere Verluste erlitten hatten. Und ehe wir noch Zeit hatten, uns weiter zu überlegen, erhielten wir im Steinbruch auch schon Granatfeuer vom Gipfel herüber. Wir duckten uns, so gut es ging, und versuchten nach Osten, um den Bergvorsprung herum, zu unseren Leuten zu gelangen. Aber auch das schien unmöglich, denn durch den an dieser Stelle ziemlich lichten Wald pfiffen die Kugeln der Franzosen, die inzwischen oben den Hang besetzt hatten. Die Situation war verzweifelt und ersichtlich fast aussichtslos, als auch noch von Westen her eine Kompagnie Alpenjäger gegen den Steinbruch vorstieß. Was sollten wir tun? Die Verwundeten im Stiche lassen? Einen Versuch machen, durch das Feuer der Feinde hindurchzukommen? Wir wußten es im Augenblick selbst nicht. Einige unserer Leute begannen schlapp zu werden und so kam der Major zu dem Entschluß, sich gefangen zu geben. Kaum aber hatte er das ausgesprochen, da fuhr Löwe wütend auf: „Niemals. Lieber tot als das. Wer Mut hat, folge mir." Damit stürmte er davon, einige Beherzte hinter ihm drein. Major Eber war bei diesen Worten aschfahl geworden. Dann zog er den Degen, stieß rauh und abgebrochen die Worte heraus: „Ein Jeder tue, was er für recht hält", und stürzte hinter Löwe drein. Ich feuerte die paar Leute um mich herum mit einigen Worten an, mir zu folgen und kam eben noch recht, um dem Major und Löwe beizustehen, als sie sich durch eine große Ueberzahl von Feinden, die den Hang heruntergesprungen waren, durchschlagen wollten. Es kam zu einem entsetzlichen Handgemenge, das wohl in stummem, furchtbarem Ringen eine halbe Stunde währte. Einer nach dem anderen von unseren paar Soldaten fiel und Löwe brach eben schwer verletzt zu Tode zusammen, als ein Vorstoß unserer Leute uns Luft machte und die Franzosen zurückdrieb. Sie flohen den Hang hinauf, während unser einziger noch lebender Hauptmann dem Major ergriffen die Hand schüttelte. Als wir uns umsahen, gewahrten wir, daß außer uns beiden von unseren Leuten niemand mehr am Leben war. Ich selbst hatte diesen Schuß ins Knie und einen Säbelhieb über den Kopf erhalten, während Eder, der am verzweifeltsten gekämpft hatte, nur leichtere Verletzungen aufwies. Wir wurden zurückgebracht in unsere alte Stellung, und bald sank die Nacht auf die blutgetränkten Gefilde herniederr. Ich schlief etwas ein, zu Tode ermattet von den Anstrengungen dieses Tages, als ich eine Hand an der meinen fühlte. Ich sah auf und erkannte im Mondschein das Gesicht des Majors; es war totenblaß. „Ich möchte Sie etwas fragen", kam es abgerissen von seinen Lippen. „Aber ich verlange Ihre offene Meinung auf Ihr Ehrenwort."

„Aber selbstverständlich, Herr Major", erwiderte ich. Er sah mich starr an: „Kann mir irgendjemand einen Vorwurf daraus machen, daß ich heute nachmittag unsere Leute aufforderte, sich zu ergeben?"

Ich war aufs tiefste erschüttert. Denn aus dieser Frage klang die ganze Qual eines bis ins tiefste getroffenen edlen und großen Herzens. Er hatte seinen Leuten wenigstens das Leben retten wollen; deshalb hatte er blutenden Herzens die Ergebung vorgeschlagen. Nun waren sie alle tot, und nur er und ich hatten uns durchgeschlagen, und während ich im halben Wundfieber lag, quälte er sich mit diesen Gedanken ab.

Ich sah ihm offen ins Gesicht und sprach mit Nachdruck: „Niemand, Herr Major. Ich hätte es genau ebenso gemacht wie Sie."

Er schüttelte mir die Hand. „Ich danke Ihnen, Kamerad." Dann ging er.

Als ich am anderen Morgen erwachte, erfuhr ich, daß er in der Nacht als Führer einer Patrouille, die mit einem tollkühnen nächtlichen Angriff durch den Steinbruch die Ferme zurückerobert hatte, gefallen war.

Reo, der Gauner.

Eine Südseegeschichte von L. Becke.

Reo war ein kurzer gedrungener Malaie mit einem Gesicht wie ein Gespenst, abgesehen von seinen Augen, die aus langen, engen Schlitzen bestanden und offenbar nichts als höchste Gleichgültigkeit gegen die Welt im allgemeinen ausdrückten. Aber bisweilen leuchteten sie doch mit einem lustigen Zwinkern auf, wenn der alte Spitzbube einige seiner früheren Schandtaten zum besten gab.

Er kam nach Samoa in alten, lange vergangenen Tagen — lange bevor wir armen abgehetzten Händler uns etwas von Verträgen, kaiserlichen Beamten und anderen schönen Dingen träumen ließen. Er schien direkt vom Himmel gefallen zu sein. Eines Nachmittags, als Tom Denison, der Superkargo, mit einigen seiner Freunde auf der Veranda Charleys, des Russen, saß und Lagerbier trank, kam er auf sie zuspaziert, ließ sich auf den Stufen nieder und sagte: „Guten Abend!"

„Hallo!" rief Schlüter, der Kapitän der „Anna Godeffroy". „Wer bist du? Woher kommst du?"

Reo beschrieb mit einem kurzen schwarzen Tonpfeifenstummel einen Bogen in der Luft und antwortete undeutlimmt: „O, von irgendwoher."

Einer lachte, indem er richtig genug mutmaßte, daß er von einem Schiff desertiert sei; dann fiel ihnen ein, daß seit einem Monat kein Schiff Apia angelaufen hatte. (Später erzählte er Denison, daß er von einem Guanoschiffe, als dieses die Küste entlang fuhr, über Bord gesprungen und an Land geschwommen sei. Er sei dann an einer 20 Meilen von Apia entfernt liegenden Stelle ans Land gestiegen. Die Eingeborenen in den verschiedenen Dörfern hatten ihn mit Speise und Trank versehen, so daß er, als er die Stadt erreichte, nicht hungrig war.)

„Und was willst du?" fragte Schlüter.

„Etwas Tabak, bitte. Und einen Dollar oder zwei. Ich kann es Ihnen zurückzahlen."

„Wann?" fragte Hamilton, der Lotse, ungläubig. Die Pfeife begann einen Halbkreis. „O, morgen abend — vielleicht schon früher."

Sie gaben ihm etwas Tabak und einige Streichhölzer und vier „eiserne" bolivianische Dollars. Er erhob sich und begab sich über die Straße in Wolkners kombinierten Store- und Grogschuppen.

„Er will sich eine Flasche Quadratgenever kaufen", meinte Hamilton.

„Er verdient sie", sprach Denison düster. „Einem Manne in seinem Alter, der über Bord springen und an das Gestade dieses verrotteten Landes schwimmen konnte, sollte eine Kiste Genever als Geschenk verehrt werden — und ein Messer, damit er sich den Hals abschneiden kann, wenn er damit fertig ist."

Nach etwa zehn Minuten trat der alte Bursche wieder aus Wolkners Store heraus und trug zwei oder drei starke Angelschnüre, verschiedene Päckchen Angelhaken und ein halbes Dutzend Schiffsjungenbad. Er grinste, als er an der Gruppe auf der Veranda vorbeischritt, kauerte sich auf dem Rasen in der Nähe nieder und begann die Schnüre aufzurollen und Haken zu befestigen. Denison, den die Sache interessierte, ging zu ihm hinüber und beobachtete die flinke, geschickte Weise, in der die dünnen braunen Finger arbeiteten.

„Was willst du fischen?" erkundigte er sich.

Das breite platte Gesicht erhellte sich. „Draußen im tiefen Wasser — sechzig, achtzig Faden."

Denison verließ ihn und begab sich an Bord des alten, von „Kakerlakjen" wimmelnden Frachtseuges, dessen unglücklicher Superkargo er war. Eine halbe Stunde später paddelte Reo am Schoner vorbei in einem elenden alten Kanoe, dessen Ausleger so ungenügend befestigt war, daß er sich jeden Augenblick loszulösen drohte. Der Alte grinste, als er Denison erkannte, dann fuhr er, die Pfeife im Munde, kühn durch die enge Passage zwischen den Linien der tosenden Brandung hindurch in die dahinterliegende blaue, wogende See.

Um zehn Uhr, gerade als der Superkargo und der Kapitän ihr letztes Gläschen tranken, ehe sie sich zur Ruhe legten, glitt der Alte lautlos in seinem Kanoe längsseits und kletterte an Deck. In seinen Rechten trug er einen großen, lachsartigen Fisch, der gegen zwanzig Pfund wog. Ihn auf Deck legend, wies er darauf hin.

„Noch viele mehr solche im Kanoe. Wollen Sie noch ein paar?"

Denison trat an die Reeling und blickte hinüber. Das Kanoe war bis zum Rande mit Fischen beladen. Fische, wie sie die faulen, nichtsnutzigen Eingeborenen Apias nur selten fingen. Der Alte langte zwei oder drei mehr herauf, nahm ein Glas Grog entgegen und paddelte ans Ufer.

*

Am folgenden Morgen zahlte er das geborgte Geld zurück und zeigte Denison fünfzehn Dollar — das Ergebnis seiner ersten Nachtarbeit auf Samoa. Die Salonin haber und andere Weiße sagten, es wäre ein Juwel. Fische waren teuer in Apia und schwer zu haben.

Am folgenden Sonntag betrat ein Hochzeitszug die Marokongansche Kapelle in Matafele, und Tetarreo (genannt Reo) ging den Bund für das Leben ein mit einem der schönsten und nicht gar zu unreputierlichen Mädchen in der Stadt, dessen Eltern erkannt hatten, daß Reo sich als ein höchst lukrativer und leicht auszunutzender Schwiegersohn erweisen könnte. Denison war Brautführer und schenkte der Braut ein amerikanisches Fünf-Dollar-Stück in Gold, nachdem er vorher mit dem Bräutigam ein Privatabkommen getroffen hatte, daß er dafür Fische im gleichen Werte erhalten solle.

Die Angehörigen von Reos Frau bauten dem jungen Paare ein Haus auf Matautu Point, und Reo wandte fünfunddreißig Dollar daran, den ortsansässigen Bekannten und Verwandten seiner Frau ein Fest zu geben. Dann verbreitete sich die Kunde davon, und Vetter ersten und zweiten Grades und verschiedene Gattungen von Tanten und Halbonkeln machten sich auf den Weg nach Matautu Point, um ebenfalls seine Gastfreundschaft zu genießen.

Er tat sein Möglichstes, bemerkte aber nach ein paar Tagen trübselig, daß er in einem armseligen Kanoe nicht schnell genug genügend Fische fangen könne. Wenn er ein richtiges Boot hätte, würde er fünfzig Dollar die Woche machen können, sagte er; und mit fünfzig Dollar die Woche könne er die verehrten Freunde seiner Frau ohne Unterbrechung und in würdiger Form bewirten.

Die Verwandten hielten einen Rat, und übereinstimmend, daß dies eine „gute Sache" sei, beteiligten sich alle und kauften (auf Kredit) ein Boot von der deutschen Firma, indem sie als Sicherheit eine Hypothek auf ein Stück Land gaben.

Dann beschenkten sie Reo mit dem Boote unter vielen ehrenden Ansprachen und setzten sich und lächerten über die Weise, wie sie „den alten Narren arbeiten lassen" würden, und der „alte Narr" ging geradewegs zum amerikanischen Konsul, stellte sich ihm als Bürger der Vereinigten Staaten vor und — verlangte den Schutz seines Landes, da er fürchte, daß die Verwandten seiner Frau sich mit der Absicht trügen, ihn aus dem Boote, das sie ihm geschenkt hätten, herauszuschwindeln.

Der Konsul schrieb einige abschreckende Worte auf einen großen Bogen Papier, den er an das Boot heftete, und warnte die erstaunten Verwandten, daß ein amerikanisches Kriegsschiff Reo mit seinen Kanonen beschützen werde. Dann ging Reo in sein Haus und verprügelte seine Frau mit einem Kanoepaddelruder, jagte sie mit Gewalt zur Tür hinaus und behielt die Verwandten, männlichen Verwandten mit einem großen Messer und schaurigen Reden.

Darauf lenkte er das Boot zur anderen Seite der Insel herum und verkaufte es an einen Händler für zweihundert Dollars, kam nach Apia zurück zu Denison und hat ihn eine Passage nach Tutuila, der Nachbarinsel, während die deutsche Firma von dem verpfändeten Lande Besitz ergriff und die wütenden Verwandten am Strande auf und ab liefen und mit lauter Stimme Reos Blut forderten. Reo mit seinen zweihundert Dollars in der Hosentasche saß auf dem Reeling des Schoners und sah sie kaltblütig und ohne Groll an.

Denison setzte den Alten in Leone Bay auf Tutuila an Land, denn er hatte an dem alten Gauner Gefallen gefunden, da dieser manche gute Eigenschaft besaß und von keinem, weiß oder braun, in der edlen Kunst der Tiefseefischerei übertroffen werden konnte. Diese letztgenannte Fähigkeit machte ihn dem jungen Tom besonders wert, der all seine freie Zeit mit Fischen zubrachte, sei es auf See oder im Hafen.

Reo ließ sich in Leone nieder und machte ein gut Teil Geld, indem er Kopra von den Eingeborenen auftaufte. Die Eingeborenen hatten ihn sehr gern — er war solch gewissenhafter alter Bursche. Wenn er die Körbe mit Kopra an den Essenhaken der Schnellwage hing, die nach der Einteilung bis zu 150 Pfund wiegen konnte, pflegte er die Aufmerksamkeit auf die Ziffern zu lenken, während er das schwere Gewicht auf dem Wiegebalken entlang schob. Dann untersuchte eines schönen Tages ein neugieriger Besucher von den Tonga-Inseln das Gewicht und erklärte, daß es von einer Schnellwage stamme, die bis zu 400 Pfund zu wiegen bestimmt sei.

Reo war so gekränkt über diese Anspielung, daß er sofort den ganzen Apparat in seinem Boot aufs Meer fuhr und ihn dort in seiner Entrüstung in fünfzig Faden Wasser versenkte. Denn kehrte er in seine Behausung zurück, und er und sein Weib (er hatte wieder geheiratet) nahmen betrübten Herzens Abschied von seinen Freunden, denen er sagte, sein Herz sei gebrochen über diese Verleumdung von seiten eines niederträchtigen konganischen Schuftes aus einer Missionsschule. Er würde, sagte er, wieder nach Apia zurückkehren, wo er von allen, die ihn kannten geachtet würde. Dann begann er zu packen.

Einige der Eingeborenen stellten sich auf die Seite des Konganers, einige auf diejenige Reos, und in wenigen Minuten war eine regelrechte Prügelei auf der Vorwiese im Gange, während Reo auf seiner Schwelle stand und aus seinen engen Schweinsäuglein zusah. Dann schritt er, da er eine grollmütige Natur war, hinüber und bat drei kräftige Jünglinge, die den Konganer in einen Zustand der Bewußtlosigkeit geprügelt hatten und jetzt auf seinem Körper herumspringen, ihm nicht zu wehe zu tun.

Gegen Mitternacht konnte man Reos Hütte in Flammen aufgehen und den Besitzer, der mit wildem, schaurigem Gekreische „Fia ola! Fia ola!" („Erbarmen! Erbarmen!") schrie, den Strand hinunter zu seinem Boote fliehen sehen, gefolgt von seinem Weibe, einer großen, dicken Frau, die bezeichnenderweise Taumasa (Fülle) hieß. Sie stürzten sich ins Wasser, kletterten in das Boot und begannen seewärts zu rudern, als wenn es ihr Leben gelte. Die Dorfbewohner, die glaubten, sie wären beide verrückt geworden, blickten ihnen voll Erstaunen nach und kehrten dann zurück, um sich einige aus dem brennenden Hause geretteten Waren anzueignen.

Sobald Reo und seine liebe Frau außer Sicht des Dorfes waren, legten sie um, ließen das Boot in eine kleine Bucht etwas weiter von der Küste hinunterlaufen, pflanzten dort einen Beutel ein, der siebenhundert Dollar enthielt, zusammen mit den besten der Handelsgüter (geretitet, ehe das Feuer entdeckt wurde) und setzten dann Segel auf Apia, um sich „ihr Recht beim Konsul zu verschaffen".

Der Konsul sagte, es sei eine skandalöse Gewalttätigkeit, der Kapitän des H. S. S. „Adirondack" war derselben Ansicht, und so dampfte dann der Kreuzer mit dem beleidigten Reo, der seine bümmste Miene aufgesetzt hatte, an Bord, nach Leone Bay ab, und gab den verwundeten Eingeborenen zwölf Stunden Bedenkzeit, was sie tun wollten — ob sie Reo als Sühne für die Niederbrennung seiner Behausung tausend Dollar in bar zahlen oder ihre Stadt niedergebrannt haben wollten. Sie bezahlten tausendundsechzig, alles, was sie aufbringen konnten und sahen dann wie betäubt da und stellten trübe Betrachtungen an, als sie die „Adirondack" wieder abdampfen sahen.

Reo gab seiner Frau einen kleinen Teil der Beute ab und schickte sie zu ihren Eltern zurück. Als Tom Denison ihn das nächstemal sah, besaß er ein Logierhaus in Leonka auf Viti Levu. Er sagte Denison, es stehe ihm freie Kost und Logis auf ein Jahr zur Verfügung.

Reo hatte eben seine guten Seiten, wie ich schon gesagt habe.

Deutsche Brüder.

Novelle von Wilhelm Arminius.

Kahles, unwirtliches, hartgefrorenes Feld weitum.

Warum nur spielen die französischen Schrapnells so unausgesetzt ihren todbringenden Inhalt gerade hier herniederr? — Und es ist das scharfzingende, sich immer höher schraubende Sirenengeheul und das eigenartige Trommeln und Klatschen dieser zerspringenden Geschosse vorüber, Fortum saufen nun gar in hohem Steifflug die Riesenvögel der Granaten heran, und müssen durchaus Loch um Loch in das harte Erdreich schlagen?

Was an Bedeutung auf dem öden Brachfeld vorhanden ist? Frag' den Lenker des Farman-Doppeldeckers, der eben spähend über der Stelle geschwebt hat! Seine zerteilte Rauchfahne hat es landsmännischen Batterien telegraphiert. „Hohe Gefahr! Deutsche Zappe!"

Nun ist auch im nahen, schräg vorliegenden englischen Schützengraben ein Befehl eingetroffen — ein von den Tommies mit offenem Munde, blanken, weißen Zähnen angehörter, wunderlich bestimmter Befehl. „Punkt elf Uhr heraus aus dem Graben und mit allen Mannschaften, vorbeiwärts über die Stacheldrähte sich vorwerfen gegen die feindliche Zappe!" Ueber die Stellränder heraus — das ist's! Ja, wenn das in Masse zu machen wäre!

„Gallo, Bobby!"

„What's the matter, Fred?"

„Eleven o'clock! Scarcely suits me! Should rather get on eating cakes!"

„Damned Germans, old fellow!"

Pfingstwanderung.

Es war an einem Pfingstfeiertag;
Ich schritt bei jubelndem Lerchenschlag
Frohen Muts in die weite Welt,
Aus der Stadt hinaus über Flur und Feld,
So froh wie nur je ein geplagter Mann,
Der einmal zu Pfingsten spazieren geh'n kann.

Kam auf einmal ein Mann daher,
Daß er mit Weggenosse wär';
Reichte mir stumm eine eiskalte Hand,
Sah nach dem Himmel unverwandt,
Zuckte bedenklich die Achsel dann
Und hub so zu prophezeien an:

Dort die Wolke am Bergesrand
Bringe den Regen übers Land,
Habe verdächtig gelben Schein,
Könne am Ende auch Hagel sein!
Seine Nase reckte der Schuft
Recht hochmütig-klug in die Luft,
Fand sie dumpf und gewitterschwer, —
Und so reck't er noch lange daher. —
Sprach mir dann weiter von Not im Land,
Von schwerem Anfall, verheerendem Brand,
Von Teuerung, Krieg und Mißgeschick
Und endlich gar noch von Politik, —
Trug mir der Menschheit Elend und Sorgen
In meinen schönen Pfingstfeiertagsmorgen!

Solchen Gesellen an meiner Seit',
Fand ich den Weg auf einmal weit,
Wich mir die lachende Wanderlust,
Mit jedem Schritte mehr aus der Brust!
Alles kam nächsten Kreuzweg gekommen,
Hab' ich mich fest zusammengenommen
Und, ohne Lebewohl zu sagen,
Die andre Richtung eingeschlagen,
Bin gelaufen mit eiligen Schritten,
Als käm' hinter mir der Teufel geritten,
Und je weiter ich von ihm war,
Schien mir wieder die Welt so klar;
Als mein Auge ihn nicht mehr schaut',
Sang ich ein lustiges Lied mir laut,
Breitete meine Arme weit
Ueber all' der Pfingstherrlichkeit!

Mag der Henker sich bestellen
Solch' griesgrämigen Wandergesellen!
Kann's nicht ein heiterer Genosse sein,
Geh meinen Weg ich lieber allein!
Drum willst Du Dein Pfingsten froh feiern auf Erden,
Such' Die Wandergenossen mit heitern Gebärden!
Und willst glücklich Du werden als Ehemann,
So heirate eine, die lachen kann! —

G. L.

Damned Germans, Fred!"

In der Spitze des deutschen Erdganges wühlen vier Feldgraue an dem Trichter nach außen, der Luft schaffen muß. Einer der Riesenvögel von oben strauht das eiserne Gefieder, und drei liegen. Einzeln werden sie aus dem engen Raum nach hinten geschafft. Der vierte schanzt weiter.

„Arbeit einstellen!" schallt der Befehl.

Ein preußischer Pionier-Offizier, den Fernsprecher in der linken Hand — die Rechte trägt er verbunden — tritt an des Abgelösten Stelle, hebt den Kopf über die Erdwelle.

„Hsst — hsst — hsst!" nimmt es um ihn von Gewehrkugeln und nimmt ein Stück Stirnhaut mit. Gleichgültig wischt er das Blut ab.

Er hat die Richtung wissen wollen. Er weiß sie. Entdeckt ist die Sappe ja doch. Bedenklich steht er auf die drei schwarzen Stäbchen des Mikrophons. Langsam spricht er darauf: „Stand 107, 39 m südwest. Angriff bevorstehend, Feind 60 m." Aber sein Antlitz ist nicht entwölkt, als er es wieder hebt. Er weiß, was geschehen wird. Die französische Artillerie wird schweigen und im selben Augenblick wird von den Schützengräben her der Infanterie-Angriff einsetzen. „Um elf wird das sein!" denkt er, „die Franzosen nehmen gern den vollen Stundenschlag. Handgranaten und Minen werden in die Gänge werfen, und die wochenlang mühsam gefederte Arbeit ist umsonst. Ein Maschinengewehr nützt nichts. Sind sie erst aus dem Graben heraus, so haben wir sie auch hier . . . Keinen herauslassen! wer brächte das fertig?"

Er steht auf das Zifferblatt seiner Uhr. „Dreiundzehn Minuten Frist" spricht er vor sich hin, steht weite, farbige Bilder — ein Häuschen — ein Zimmer — eine Frau darin — sein Weib! — und der Kopf sinkt ihm langsam auf die Seite.

Plötzlich aber ruckt er zusammen, beugt sich in die Tiefe. „Eckard, ist unser Zitherspieler in der Nähe?"

„Befehl, Herr Hauptmann. Liegt im Münchner Hof. Mit Erlaubnis: es geht nicht mehr lange mit ihm. Hat Rückenschuß, der Lotti, und krampft sich schon."

Die Gedanken fliegen: „Er lebt noch — Ersatz ist unmöglich — einen Scharfschützen wie ihn gibt es nicht wieder — — Also denn — zusammenreißen müssen wir uns alle! wiederfinden!" Das durchgeistigte Gesicht des Offiziers zeigt auf einmal vom Leiengriffel geritzte Linien.

Er läßt sich in den Erdtrichter hinab, durchtrieben gedückt den Gang, begrüßt zur Rechten deutsche Kameraden, gelangt in den Schützengraben der Bayern und arbeitet sich schnell bis zum ersten geräumigen Unterstand.

„Münchner Hof" steht in schwiegemalten Buchstaben an dem grauweißen Schild darüber; links darunter: „Hofbräu", rechts: „Wirtschaft". Und eine Zither liegt so verloren im Wege, aus wäre sie noch eben einem gerecht, der sie dann hat fallen lassen

Vor einer zusammengesunkenen Gestalt, die gegen die Erdwand liegt, vorne der Offizier stehen. Ein Rotblonder ist's, mit reiner Haut. Der Stirnansatz der Härchen ist wie mit dem Pinsel hingestrichen. Darunter die kopfhaut aber ist beweglich. Sie zuckt über die geschlossenen Lider hinab, straft sich wieder.

„Hat's dich arg, Lotti?"

Ueber der scharfen Hatennase öffnen sich zwei verdämmernde Augen. „Im Rücken, Hauptmann."

„Aber wenn's Gemsen schießen gäne, Lotti — ?"

Da erwachen in den dunklen angemeisselten flaschblaue Lichter. „Gamsen — ?" Die Kopfhaut zuckt nicht mehr, auf der Stirn glänzt die Spannung.

„Würdest du das Blatt noch treffen?"

Zwei Arme regen sich, als gingen sie mit der Büchse in Anschlag. Unter den Lidern zuckt's hervor: „Kricketspitzen und Gamsbart, wenn's sein müßt, Hauptmann!"

„Und — wenn sie englisches Leder trügen, die Gamsen?"

Büchsenfeuer von Auge zu Auge — dann ein Zusammensinken. „I könnt' mi net mehr — drahn zu die Patronen, Hauptmann — — wer was daß g'sagt, und wann's auch englische san — !" Mit unwiderstehlichem Ruck versucht sich der Sprecher aufzurichten.

Aber des Offiziers Hand hält den Verwundeten zurück. „Laß du! Ein Strodsack her! Ein Brenk!" ertönt seine Stimme.

Bald liegt der Kopf weich gebettet, mit Brust und Knie auf der hölzernen Unterlage festgeschnallt. So wird er an das Luftloch der Sappe getragen, emporgehoben, bis seine Augen über den Erdrand zu blicken vermögen, und wird dort festgeklemmt.

Es kracht noch immer in den Lüften und spelzt Eisen und Steine. Der Herausgeschossene merkt nichts davon. Er scheint völlig frisch. Den schützenden Stahlschild, der vor ihm hingestellt wird, schiebt er zur Seite. Das hingereichte Gewehr aber packt er mit sehnigen Fingern wie ein Geschmeiß, Liebes.

„Liegt's auch gut, das Gewehr, Lotti?"

„Schon recht, Hauptmann. Mein Stutzen dahoam is freilich net so schwer — "

„So — ist nicht so schwer, wie das Maschinengewehr — dein Stutzen?" spricht der Offizier hinter ihm freudlich eingebend, winkt aber zugleich nach unten: „Zimmer mehr, Eckard!" Zu seinen Füßen sammeln sich Patronenhaufen an. Drei geladene Gewehre werden von roten, fuchtigen Fäusten herausgereicht. Er lehnt sie an die Wand neben sich. Nun macht er eine Handbewegung — eine sonderbare —

Ueber ihm ist's plötzlich still geworden. Er sieht auf die Uhr. „Ich denke an dich, Marie — ", spricht er unhörbar, und doch fallen ihm selbst die Worte wie schwere Hämmer. Dann reckt er sich empor und steht auf den rotblonden, feinbaarigen Hinterkopf dicht vor seinen Augen. „Hast du nie einen schweren Stutzen geführt, Lotti?" fragt er leise hinunterend, aber doch mit einem Häckchen in der Stimme.

„Einmal schon, Hauptmann. Woaßt, da hab i'n abgeben müssen, meinen guaten Stutzen."

„Hast ihn abgeben müssen, Lotti?" Spähend gaffen die Augen des Sprechers neben dem Liegenden auf das kahle Gelände hin, dorthin, wo sich die kleinen Erdhügel so regelmäßig bauschen. Hebt sich da nicht ein stützender Arm? ein Mützenrand? Glänzt da nicht ein rotbäckiges Gesicht? — Gewiß doch! Gewiß! — Zehn Schritte weiter ein zweites — ein drittes —

„Achtung, Lotti: Gamsen!"

Drei Schüsse fahren aus des Bayern Flintenlauf. „Hat schon g'schnalzt, Hauptmann! A breiblattiones Kleeblatt drüben — bringt koa Glück! — Ja, mußt wissen, Hauptmann, wie dees ist kommen mit dan andern Stutzen . . ."

„Gamsen, Lotti!"

„Bloß zwoa! — Ham g'sessen, die Schüß', Hauptmann!"

Das leere Gewehr wird zurückgezogen, schon liegt ein anderes in des Schützen Hand. „Gamsen, Lotti!" und sinnend zuckt's daraus, wird ausgetauscht, und der Bursche spricht mit ruhiger Stimme weiter: „Woaßt, Hauptmann, dazumal is der König bei uns droben g'wesen a'm Fützener Kogel und ane große Heß dam de andern draus gemacht. Mi hat's nix g'schadt — i hab g'schossen wie i immer schieß . . . Sleast — so . . . Tenxt, 's is wieder leer, 's Magazin, Hauptmann . . ."

„Hier Lotti, ein anderes!"

„— und eines Abends kimmt der König in unsere Buden, hat halt a bissel heimgarten wollen . . ."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191505306/fragment/page=0002